

Geschichten erfinden mit Therapiekindern

Ein Weg zur Selbstaktualisierung des Kindes

Sabine Crone

Nienstädt, Deutschland

Vor dem Hintergrund des personenzentrierten Umgangs mit Geschichten, Märchen und inneren Bildern entwickelt die Autorin ein Konzept um Kinder anzuregen selbst Geschichten zu erfinden, und das Kind über eine Erzählresonanz zu stärken. Ein Fallbeispiel, in dem ein Junge seinen eigenen therapeutischen Prozess in fortlaufenden Geschichten erzählt, rundet das Dargestellte ab.

Schlüsselwörter: Innere Bilder, Geschichten, Erzählresonanz, Aktualisierungstendenz, Symbolisierung

Inventing stories together with children in therapeutic treatment. A way of self-actualization. With a background of person-centered dealing with stories, fairy-tales and innermost images in child-therapy the author develops a concept describing how children are incited to invent their own stories, and in which way a resonance to their tales invigorates the them. A case of a boy, in which the same tells his own therapeutic process in continued stories completes the depiction.

Keywords: Inner images, stories, resonance to the stories, actualizing tendency, symbolization

Die Arbeit mit inneren Bildern, Symbolen, Träumen, Märchen und Geschichten war schon immer sinnstiftender Bestandteil psychotherapeutischen Handelns. Auch in der Kindertherapie spielen innere Bilder eine wesentliche Rolle. Sie finden ihren Ausdruck im Spiel und in der schöpferischen Gestaltung des Kindes in der Spielstunde. In der personenzentrierten Therapie mit Kindern und Jugendlichen bieten das Spiel und jede andere Ausdrucksform des Kindes die Basis für die Therapeutin¹, das Kind verstehend zu begleiten. Geschichten und Märchen werden als wesentliches Medium eingesetzt. Ich möchte vier Autorinnen und Autoren aus dem personenzentrierten Bereich beispielhaft in ihrem Umgang mit Bildern, Märchen und Geschichten in ihrer Therapie vorstellen, bevor ich zur Darstellung meines eigenen Konzeptes komme. Sie alle sind sich darin einig, dass Bilder und Symbole in der Therapie eine große Wirkung haben können und schreiben darüber eindrucksvoll in ihren Arbeiten. Bei der Überprüfung der Wirksamkeit meines Konzeptes wurden sie für mich wichtig und halfen mir, meinen eigenen Standort zu beschreiben.

Eine besondere kindertherapeutische Intervention ist nach Goetze (2009, S. 137ff.) das Erfinden und Erzählen von

„Metaphergeschichten“ für Kinder. In einer bestimmten Phase der Therapie zu einem sinnvollen Zeitpunkt, der aus dem Verlauf der Therapie erspürt werden muss, erzählt der Therapeut dem Kind eine Geschichte, die er für dieses Kind erfunden hat. „Der Therapeut spiegelt mit Metaphergeschichten zurück, wie er das Befinden des Kindes erlebt hat, indem er analog zum Problem des Kindes eine Geschichte erfindet“ (ebd., S. 138). In einer Metapher wird die Bedeutung einer Begebenheit in einem Bild ausgedrückt. Für die zu erzählende Geschichte wird z. B. ein Problem des Kindes in Bildern verschlüsselt, aufgeschrieben und dem Kind dann erzählt. Auf diese Weise kann sich das Kind mit seinem Konflikt auf einer anderen Ebene auseinandersetzen. „Mit Metaphergeschichten wird eine tiefere, symbolische Ebene reflektiert“ (ebd., S. 150).

Es ist nicht zu übersehen, dass mit dem Erzählen von Metaphergeschichten der Therapeut ein Ziel verfolgt. Er gibt einen Impuls mit einer bestimmten Absicht. „Therapeutische Metaphergeschichten verfolgen dagegen eine therapeutische Änderungsabsicht [...]“ (ebd., S. 139). Solch eine Intervention ist jedoch als Angebot gedacht – das Kind muss es nicht aufgreifen. Dieses Vorgehen ist zutiefst personenzentriert: Das Kind fühlt sich wahrgenommen und verstanden. Der Therapeut begegnet

Sabine Crone, geb. 1953, ist Sonderschullehrerin mit Schwerpunkt Sprachheilpädagogik, Mutter von fünf Kindern, ausgebildet in Personenzentrierter Psychotherapie mit Kindern und Jugendlichen und arbeitet seit zwanzig Jahren auch als Märchenerzählerin.

Korrespondenzadresse: Sabine Crone, 31688 Nienstädt, Schützenstraße 20, E-Mail: info@maerchencrone.de

1 Ich habe mich in meinem Artikel für die weibliche Form „Therapeutin“ entschieden, weil in der hier dargestellten Therapie die Begleitung durch eine Frau erfolgte (Ausnahmen nur im Zusammenhang mit einem Zitat).

dem Kind in dessen Welt, vielleicht an einer Stelle, wo das Kind selbst noch keine Ausdrucksmöglichkeit findet. Wie in einem Gleichnis erfährt das Kind in der Metaphergeschichte etwas über sich selbst. Nur indirekt wird sein Problem behandelt. Es ist gut, wenn die Geschichte eine positive Lösung aufzeigen kann (wobei das nicht die Lösung des Kindes sein muss). Jedoch werden dadurch seine Kräfte und die Zuversicht, dass es eine Lösung gibt gestärkt.

Sabine Weinberger (2005, S. 145ff.) beschreibt einen sehr kreativen und kindnahen Umgang mit Märchen, Geschichten und Metaphern. Es wird der Einsatz von Märchen in der Einzel-, Gruppen- und Familienarbeit vorgestellt.

„Die Arbeit mit Märchen bietet sich an, um

- das Kind mit seinen abgewehrten Gefühlen von z. B. Angst, Wut und Traurigkeit in Kontakt zu bringen,
- das Kind mit seinen Ressourcen in Verbindung zu bringen,
- dem Kind das Gefühl zu geben, mit seinem Problem nicht „der Einzige in der Welt“ zu sein,
- eigene Erfahrungen in das Märchen zu projizieren und somit noch einmal ‚durchzuarbeiten‘, (ebd., S. 147).

Wichtig ist eine gute Auswahl des Märchens; eines, das zur Situation des Kindes (der Gruppe, Familie) passt. Das Erzählen kann durch Malen, szenische Darstellung, Spiel am Sandkasten, Formen mit Ton oder Knete ergänzt werden.

Auch die therapeutische Geschichte spielt bei Weinberger eine wichtige Rolle als „eine individuell auf das Kind zugeschnittene Geschichte“ (ebd., S. 150). Anwendung und Ziele, wie wir sie auch beim Märchenerzählen vorgefunden haben, werden beim Geschichtenerzählen noch ergänzt. Es ermöglicht:

- „innere Suchprozesse in Bezug auf eigene Lösungen anzuregen,
- dem Kind Lösungswege aufzuzeigen, die seine bisherigen Muster, mit einer Situation umzugehen, durchbrechen und neue Erfahrungen ermöglichen“ (ebd., S. 152).

Anleitungen zum Erfinden von therapeutischen Geschichten werden gegeben sowie Übungen für den Zugang zu Märchen und Geschichten und deren gestalterische Umsetzung. Es bestätigt mein Konzept, dass Weinberger (ebd., S. 154) vorschlägt, die Therapiekinder auch eigene Geschichten erzählen oder aufschreiben zu lassen und diese eventuell durch gemalte Bilder zu ergänzen.

Ruth Etienne Klemm (2003) sucht mit ihren Klienten nach deren inneren Bildern und Geschichten. Dies können Bilder sein, die die derzeitige Situation des Klienten widerspiegeln. Die „kognitive und emotionale Wahrnehmung seines Problems“ (ebd., S. 224) durch das innere Bild wird dem Kind geholfen, seine Situation neu zu erkennen und Lösungswege

zu finden. Das sind Bilder, „aus dem Heute geboren für das Heute“ (ebd., S. 224).

Eine andere Art von inneren Bildern sind die „Überlebensbilder“, die einst in einer schweren oder traumatischen Situation dazu dienten, „psychisches Überleben zu sichern und sich einen kreativen, lebendigen inneren Raum mit einem schützenden, tröstenden, verbindenden Übergangsobjekt zu erhalten und eine Gegenwelt aufzubauen“ (ebd., S. 225). Klemm weist darauf hin, dass diese Bilder einen so individuellen Ursprung haben, dass sie nur vom Klienten selbst wiedergefunden, wieder erinnert werden und auch nach Jahren noch ihre positive, eigene Dynamik entfalten können.

Für ihren Umgang mit inneren Bildern prägt Klemm den Begriff der „Bilderresonanz“. „Es ist dann, als würde man [...] ins Bild des Klienten springen, sich darin bewegen, ohne darin verloren zu gehen und diese Welt erlebnismäßig verfügbar zu machen“ (ebd., S. 221).

Vier Aspekte aus der außerordentlich umfassenden Forschungsarbeit von Klemm (vgl. Klemm, S. 217ff.) möchte ich im Hinblick auf meinen eigenen Umgang mit dem Erzählen von Geschichten hervorheben:

- Das Finden, Erfinden und Erzählen der inneren Bilder entspringt dem Bedürfnis, die Welt zu ordnen, zu erklären und zu verstehen.
- Es fördert das Erleben der eigenen Identität und Geschichtlichkeit und damit „eine höchstpersönliche Problemlösung und [...] auch eine vorwegnehmende wunscherfüllende Lebensperspektive“ (ebd., S. 218).
- Es regt innere Kommunikationsprozesse an, indem alte und neue Erfahrungen abgeglichen werden.
- Es drückt die Sehnsucht nach Beziehung und Zugehörigkeit aus als ein Grundbedürfnis des Menschen und hilft u. U., sich sozial neu einzubinden.

Durch mein Fallbeispiel werden diese Aspekte besonders deutlich und bestätigt.

Herta Krismer-Eberharter und Jobst Finke (2008) sehen im Märchen ein hervorragendes Medium, um die Selbstexploration des Klienten anzuregen und zu vertiefen. Die Gründe, warum sich Märchen dafür besonders eignen, möchte ich hier zusammenfassen:

- „Die markanten, prototypischen Figuren und die plastischen Szenen sprechen unsere Gefühle unmittelbar an und evozieren die Projektion eigener Probleme“ (ebd., S. 49).
- Eine lange Erzähltradition, die das Märchen als „kollektive Imagination“ (ebd., S. 49) hervorgebracht hat, und die individuelle Erfahrung mit der Erzähltradition in der eigenen Familie schwingen gleichermaßen immer wieder erneut bei jedem Märchen-Hören und -Lesen mit. Sie rühren an die eigene Kindheit und frühe Prägungen.

- „Die Bildsprache des Märchens eröffnet mit ihrer unmittelbaren Anschaulichkeit und Vieldeutigkeit einen Zugang zum organismischen Erleben“ (ebd., S. 49f.).
- Der Klient kann sich über die Bildsprache des Märchens mit seiner eigenen Thematik befassen. Dies ermöglicht ihm zunächst eine Distanz zu seiner eigenen Problematik. Krismer-Eberharter und Finke betonen, dass dies hilfreich sein kann, wenn Klienten „ihr Selbstkonzept in unerträglicher Weise bedroht sehen“ (ebd., S. 50).
- Die Bildsprache der Märchen regt die Phantasie an und ruft eigene Wünsche und Sehnsüchte hervor. Sie aktiviert somit ein „utopisches Potential“ (ebd., S. 50) und eröffnet damit für den Klienten Zukunftsaspekte.
- Märchen bieten kreative und spielerische Problemlösungen an.
- Die Suchwanderung des Märchenhelden kann „ein Sinnbild der Aktualisierungstendenz sein. Sie ist dann gewissermaßen die Folie, auf die hin der Klient seinen eigenen Lebensweg und seinen Wachstumsprozess reflektieren sowie seine Entwicklungsziele neu überdenken kann“ (ebd., S. 50).

Das Märchen bietet reiche Facetten von Projektions- und Identifikationsmöglichkeiten an. Es erhellt die eigene Situation und macht sie anschaulich erlebbar. Der Therapeut begleitet den Klienten empathisch und wertschätzend in dessen Auseinandersetzung mit den Bildern des Märchens. Krismer-Eberharter und Finke stellen dies an einem eindrucksvollen Fallbeispiel dar.

Voraussetzung personenzentrierter Arbeit mit Märchen ist eine fundierte Märchenkenntnis des Therapeuten, der ein der Thematik des Klienten optimal entsprechendes Märchen anbieten können sollte. Im besten Fall greifen Klienten selber auf Bilder ihnen bekannter Märchen zurück.

Konzept zum Erfinden und Erzählen von Geschichten in meiner Arbeit

Zwei mich sehr prägende Erfahrungen führten mich zur Entwicklung meines eigenen Konzeptes des Erzählens mit Therapiekindern: In meiner jahrzehntelangen Arbeit als Märchenerzählerin vor allen Altersstufen habe ich vor allem beim Erzählen vor Kindern (meistens in Schulen) immer wiederkehrende Beobachtungen machen können:

- Kinder hören beim Märchenerzählen viel aufmerksamer zu als bei der Vermittlung von Unterrichtsinhalten. Sie sind geradezu gebannt und wie „in einer anderen Welt“. Selbst unruhige, ja sogar hyperaktive Kinder werden ruhig und hören zu. Die von Lehrern angekündigten „Störenfriede“ habe ich nie kennen gelernt.

- Nach dem Märchenhören erzählen Kinder von den eigenen inneren Bildern, die sie beim Zuhören „gesehen“ haben, wenn man ihnen die Möglichkeit dazu gibt.
- Dieses „Bildersehen“ ist oft mit einem so starken Erleben verbunden, dass ganz konkrete Gefühle wie Freude, Angst, Trauer, Hoffnung ... spontan vom Kind benannt werden. Auch Wünsche und Sehnsüchte gehören dazu bis hin zu der Äußerung eines Abiturienten, in dessen Klasse ich über die Bedeutung des Märchens in der Romantik gesprochen hatte: „Jetzt weiß ich, dass ich innerlich stark werden muss, um mein Leben zu meistern“.

In meiner kindertherapeutischen Arbeit erlebte ich andererseits, welche tiefgreifende Veränderungen beim Kind durch ein Resonanz gebendes therapeutisches Verhalten ausgelöst werden. Wissend um den großen Wert des Erzählens und angeregt durch die Möglichkeiten, die mit der „Interaktionsresonanz“ (Behr, 2009) verbunden sind, begann ich in meiner Praxis mit Kindern Geschichten zu erfinden. Daraus erwuchs mein Konzept, das ich hier vorstellen möchte.

Es erfordert ein behutsames Vorgehen bei der Frage, ob ein Kind im Rahmen der Therapiestunde erzählen möchte. Meist wird diese Frage nach etlichen Stunden überhaupt erst möglich sein. Grundsätzlich biete ich allen Kindern die Möglichkeit des gemeinsamen Erzählens an, unabhängig von Störungsbildern. Vorher muss eine gute Beziehung entstanden sein auf der Grundlage der bedingungslosen Akzeptanz. Das Kind muss das Vertrauen haben, dass seine Geschichten nicht als Leistung (wie z. B. Schulaufsätze) bewertet werden. Kinder, die schulische Probleme besonders im sprachlichen Bereich haben, wehren sich bei der Frage nach dem Erzählen meistens sofort mit dem Hinweis, dass sie bei mir doch nicht in der Schule seien. Das sollte man dann auch akzeptieren. Ich stelle die Frage nach dem Erzählen ganz behutsam so: „Wollen wir eine Geschichte erzählen?“ Ist es dazu bereit, wird das Kind dankbar sein, dass es hier nicht alleine etwas „leisten“ muss. Manchmal hat es aber auch einfach nur Lust, gemeinsam zu erzählen, wie man ja auch gemeinsam spielt.

Meine nun folgenden Fragen ähneln der Regieabfragung beim Rollenspiel (vgl. Behr, 2009):

- „Was meinst du, wer in der Geschichte vorkommt?“
- Wie alt ist derjenige?
- Wann spielt das Ganze? Und wo?
- Was passiert in der Geschichte?
- Was ist noch wichtig?
- Wer von uns soll beginnen?“

Mit diesen Fragen führe ich das Kind an seine eigene Bilderwelt heran. Oft fordert es mich auf, mit dem Erzählen zu beginnen, weil es vielleicht selbst noch unsicher ist. Ich greife nun die Regieanweisungen des Kindes auf, beginne zu erzählen und zwar so freilassend wie irgend möglich, was die Handlung

betrifft. Vielleicht gebe ich auch nur eine kurze Einstimmung. Ich erzähle z. B. – wie vorher besprochen – von einem Jungen (oft heißt er wie das Therapiekind und ist gleichen Alters), der sein Elterhaus verlässt. Und dann kann das so klingen: „Er läuft über eine Wiese, die so bunt ist, dass ihm rote, gelbe und blaue Farben entgegenleuchten. Die Sonne scheint ganz warm, und er spürt diese Wärme am ganzen Körper. Und es riecht nach Sommer – riechst du das? – ein bisschen nach Heu und nach Blumen und nach Sonne.“ Wichtig ist, dass starke Sinneserfahrungen mit dem Erzählen verbunden sind, da sie das Erleben des Kindes vertiefen und es sich auf diese Weise in die Geschichte hineingetragen fühlt. Adjektive machen das Erzählte farbig und spürbar. Gut ist es, im Präsens zu erzählen: Gerade jetzt geschieht dies alles, gerade jetzt kann das Kind das alles erleben. Habe ich mich zuvor durch das Regieabfragen mit dem Kind seiner Bilderwelt genähert, so ist jetzt durch den erlebnisnahen Erzählanfang das Tor in den Innenraum dieser Bilderwelt aufgetan. Das Kind kann sich nun frei darin bewegen.

Vielleicht nur durch eine kleine Geste übergebe ich das Erzählen an das Kind. Erzählfreudige Kinder „spinnen den Faden“ nun ohne Schwierigkeiten weiter. Meine Rolle wechselt von der Erzählerin zur aktiven ZuhörerIn: Mit Spannung verfolge ich nun die Geschichte und werde, wo es möglich ist, dem Kind durch meine Gestik und Mimik, durch Laute und Töne Resonanz geben und so sein Erzählen unterstützen. So stelle ich z. B. bei der Schilderung des Hurrikans in der ersten Geschichte meines Therapiekindes das aufgewühlte Meer und die hohen Wellen mit meinen Armen gestisch dar. Ich mache dabei das Rauschen des Meeres durch Zischlaute hörbar. Für das Kind bedeutet das ein intensiviertes Erleben seines Erzählens.

Hier kann das Prinzip der „Interaktionsresonanz“ von Behr seine uneingeschränkte Anwendung finden: „Die TherapeutIn person interagiert nun mit dem Kind in dem von ihm gewählten Medium. Analog den oben beschriebenen Konzepten macht sie sich als reale Person und zugleich nicht lenkende Person erfahrbar. Auf das Spielhandeln des Kindes gibt sie gleichfalls spielhandelnd Antwort. Sie tut etwas darauf Bezogenes, Analoges mit ähnlicher Energie und Richtung, aber nicht dasselbe [...]. Sie zirkuliert, vibriert, agiert wie ein Körper, der durch die kindliche Aktivität zum Schwingen gebracht ist, der Vorgabe zwar folgt, aber sie mit anderer Tönung, Gestalt, Ausprägung ausdrückt. Sie gibt Resonanz in der Interaktion, Resonanz durch ihr Handeln im Medium“ (Behr, 2009, S. 48).

Interaktionsresonanz beim Erzählen wertet das Erzählte auf und würdigt es, gibt ihm mehr Farbe und Leben. Sie ergänzt es auf einem anderen Sinneskanal und macht es hörbar, sichtbar, fühlbar. Das Kind kann sich dabei wahrgenommen, verstanden und getragen fühlen. Es erlebt sich in einer Weise wie sonst nie, und sein Erzählfluss wird immer weiter angeregt und

gestärkt. Manche Kinder brauchen die oben beschriebene Hinführung und Einstimmung nicht. Sie wollen ihre Geschichte selber erzählen. Interaktionsresonanz oder hier passender: Erzählresonanz begleitet aber selbstverständlich das Erzählen des Kindes weiterhin.

Fallbeispiel

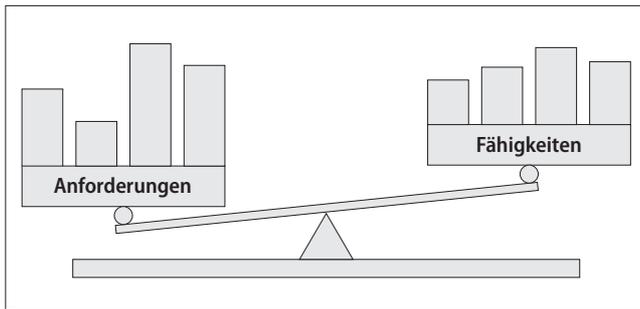
Ich möchte am Beispiel eines Therapiekindes – nennen wir es Jakob – aufzeigen, wie durch selbst erfundene Geschichten des Kindes ein therapeutischer Prozess sichtbar geworden ist, und Probleme bearbeitet und aufgelöst werden konnten. Die Geschichte erzählte Jakob alleine. „Das kann man nur alleine, Geschichten erzählen“, sagte er mir, als ich ihm vorschlug, ob wir eine Geschichte erzählen sollen. So übernahm ich von Anfang an die Rolle der aktiven ZuhörerIn und wendete die oben beschriebene Erzählresonanz im Sinne der Interaktionsresonanz an.

Doch nun zu Jakob: Es handelt sich um einen Jungen mit einem psychogenen Stottern. Steckbriefartig möchte ich die Anamnese skizzieren: Er ist zu Beginn der Behandlung acht Jahre alt, im zweiten Schuljahr, kommt aus einer Akademikerfamilie. Er hat einen um drei Jahre älteren Bruder, der schwerst mehrfachbehindert ist. Jakob selbst war eine Frühgeburt (acht Wochen zu früh). Sein Geburtsgewicht betrug knapp ein Kilogramm. Er lag längere Zeit im Brutkasten. Trotz dieses belastenden Lebensbeginns gestaltete sich die frühe Kindheit normal, nachdem Entwicklungsdefizite aufgeholt worden waren. Die Entwicklung war dann zeitgerecht, so auch die Sprachentwicklung. Mit sechs Jahren wurde er eingeschult. Er ist ein ausgesprochen begabtes Kind. Die schulischen Leistungen sind gut bis sehr gut. Die Mutter gibt an, dass er sehr gewissenhaft bis perfektionistisch sei. Er stünde gern im Mittelpunkt, könne beim Spielen schlecht verlieren und neige zu Wutausbrüchen.

Mit 6 Jahren beginnt sein Stottern, das sich in der ständigen Wiederholung von Bindewörtern (und, wenn, aber, oder, denn) äußert und eine andere Bedeutung hat als bei einem Kind, von dem man sagt, es redet schneller als es denkt.

Aus den vielen Theorien zur Ätiologie des Stotterns ist mir besonders das Modell von Starkweather und Gottwald (in Sandrieser & Schneider, 2004, S. 54ff.) wichtig geworden. Dieses Modell, welches sich aufgrund seiner Anschaulichkeit auch gut für die Psychoedukation von Eltern eignet ist diagnostisch wertvoll: Es betont die Bedeutung des Gleichgewichtes zwischen Anforderungen und Fähigkeiten für ein flüssiges Sprechen. Stottern entsteht, „wenn ein andauerndes oder ausgeprägtes Ungleichgewicht besteht zwischen den motorischen, kognitiven, linguistischen und sozialen Anforderungen auf der einen Seite und den motorischen, kognitiven, linguistischen und emotionalen Fähigkeiten auf der anderen Seite“ (ebd., S. 54).

Abbildung 1: Modell von Anforderungen und Fähigkeiten bei der Entstehung von Stottern (Sandrieser & Schneider, 2004, S. 55)



Die Anforderungen können von außen an das Kind hergetragen werden oder das Kind stellt sie als Anspruch an sich selbst. (Ich beschränke mich bewusst auf diese Theorie zur Ätiologie des Stotterns. Sie erhellt in meinem Fallbeispiel den diagnostischen Hintergrund. Weiter auf das große Gebiet der Ursachen von Stottern einzugehen, würde den Rahmen des Beitrages sprengen).

Auch bei Jakob liegt ein Ungleichgewicht vor: Seine Fähigkeiten sind zwar überdurchschnittlich, aber die an ihn gestellten Erwartungen und seine eigenen Ansprüche an sich selbst sind immens. Es liegt nahe, dass er auch für seinen schwerstbehinderten Bruder „mitleisten“ und ausgleichen muss, wozu dieser nicht in der Lage ist.

Starkweathers und Gottwalds Modell von dem Ungleichgewicht zwischen Anforderungen und Fähigkeiten als Auslöser des Stotterns wird durch die personenzentrierte Diagnostik bestätigt. Jakob wird aufgrund seines Selbstkonzeptes getrieben, gut zu funktionieren und Leistung zu bringen. In ihm sind viel Wut (Wutausbrüche!) und Trotz, die aber in der Familie nicht erwünscht sind. Ein engmaschiges außerschulisches Förderprogramm (Flöten, Tanzen, Fußball, Tennis und Therapien) zwingt ihn zusätzlich ein, verärgert ihn zeitweise und macht ihn lustlos. Wie Jakobs spätere Geschichten zeigen werden, trägt er ein Selbstkonzept in sich, in dem er „außergewöhnlich“ gut sein muss. (Die Helden seiner Geschichten bezeichnet er als „außergewöhnlich schnell“, „außergewöhnlich klug“, ...). Er muss perfekt sein, darf sich keine Fehler erlauben und auch keine negativen Seiten von sich zeigen. Seine ‚conditions of worth‘ bedeuten für Jakob, dass er umso mehr geliebt wird, je mehr er leistet. Vordergründig gehen die Ansprüche der Eltern an ihn mit den eigenen Ansprüchen an sich selbst konform. Sein Stottern ist jedoch das Kardinalsymptom seiner Inkongruenz. Eigentlich ist er in allem sehr gut, aber der äußere und innere Leistungsdruck sind zu stark und führen zu einer großen inneren Spannung.

Therapieverlauf

In den ersten zehn Stunden spielt Jakob ausschließlich mit der Ritterburg, in der „die Guten“ wohnen, immer repräsentiert durch Tiere. Seine Identifikationsfigur ist dabei der Fuchs. „Die Bösen“ wohnen in einer zweiten Burg und variieren in Gestalt und Stärke: Mal sind es die bösen Mikados oder Marmeln, Dominosteine oder Xylophonschläger. Das Muster ist immer das Gleiche: Die Bösen greifen an, nehmen die Tiere gefangen, und der Fuchs rettet die Situation. Die Bösen werden getötet, verschleppt oder gefangen, und die Tiere können weiter friedlich in der Burg leben. Einige Motive fallen besonders auf, z. B. das Motiv des sich Opfern. Da ist z. B. das kleine Schaf, das sich opfern und verbrennen lassen will, „damit ich nicht mehr so viel leiden und die Angriffe der Bösen aushalten muss.“ Da ist aber auch das Motiv des unfriedlichen Königs, der über alle Erdreiche herrscht. Die Tiere wollen „ein Band des Friedens legen“, aber der unerbittliche Herrscher dröhnt: „Ich bin der König über Europa, Asien, Amerika, Afrika und Australien. Es gibt keinen Frieden!“ Hier zeigen sich innere Kräfte, mit denen Jakob sich auseinandersetzen muss.

Jakobs Kampfhandlungen gehen oft in handfeste Schwertkämpfe mit mir über. Zunächst verstärkt sich noch einmal das Stottern. Jakobs Mutter klagt darüber, so wie auch über große Auseinandersetzungen mit ihm. Jakob habe es „auf Kampf angelegt“. Aber dennoch ist bereits nach der sechsten Stunde sein Stottern kaum noch wahrzunehmen.

Ich finde keine neuen Aspekte in seinem Spiel und schlage ihm in der achten Stunde vor, dass wir eine Geschichte erzählen. Er greift den Vorschlag begeistert auf, und nun beginnt eine Serie von dreizehn Geschichten, die deutlich seinen therapeutischen Prozess widerspiegeln. Zu Beginn jeder Stunde erzählt er eine Geschichte, die etwa fünf bis acht Minuten dauert. Seine Geschichten schildern so eindrucksvoll seine seelische Situation, dass ich drei davon wiedergeben möchte. Unabhängig davon bleibt sein Spiel mit der Ritterburg als immer wiederkehrendes Motiv erhalten.

Der erzählte eigene therapeutische Prozess

Die Geschichte von der Maus Willi

„Es war einmal eine Maus, die hieß Willi. Es war eine sehr kluge Maus und eine Maus, die sehr gerne Abenteuer erlebte. Die Maus Willi fuhr mit einem ... (unverständlich) und wollte da ein Abenteuer erleben. Dann ging sie zum Hafen. Da war nämlich ausgerechnet in einem großen, großen Kreuzfahrtschiff eine kleine Klappe, aber in der keine Mausefalle drin war. Im Gegenteil: Da war keine drin, aber Speck und Käse und Wasser, aber keine Falle. (Er beschreibt nun mit seinen

Armen die Größe des Lochs.) Und dann ging die Klappe zu, und da blieb sie dann, und dann war alles aus. Und auf einmal: ‚Tüt, tüt‘ – das war das Einzige, was sie hörte. Nämlich auf einmal gab es einen Ruck durch das Wasser, und auf einmal bewegte sich alles. Und da dachte sie: ‚Ich bin auf einem Schiff gelandet, auf einem Schiff, und wie soll ich da jemals wieder rauskommen?‘ Aber das Gute war: Sie konnte die Klappe aufmachen. Aber das Blöde war: Der Hafen war schon bestimmt 50 km entfernt und am Horizont. Und da dachte sie: ‚Es ist ja Verpflegung hier, und dann muss ich mich darum kümmern und mich hier wohlfühlen.‘ Aber da hatte sie sich geirrt. Das Kreuzfahrtschiff schwamm nämlich auf etwas anderes zu. Also das Kreuzfahrtschiff war schon ungefähr eine Woche gefahren, und es war auch sehr schnell. Und es war ja von Deutschland, von Rügen aus ... und war schon fast in Argentinien. Und da passierte etwas Komisches: Auf einmal breitete sich eine kleine Wolkenmasse aus, die im Kreis geht. Nach einer Stunde – es war immer noch zu sehen – die fuhren immer mehr auf den Kreis zu. Auf einmal wurde das Wasser doller. Da wurde es sooo doll, und auf einmal waren sie in einem richtigen Hurrikan. Und da auf einmal fuhren sie rein und schleuderten das Boot nach oben. Schschsch. Und dann landete es mitten in dem Hurrikan. Und da sagten ganz viele Stimmen: ‚Über Bord!‘ Und da sprangen tausend, ja Millionen Leute von Bord, sprangen in die Fluten.“

Therapeutin: „Und ertranken?“

Jakob: „Ich weiß auch nicht, was das soll, aber das haben die getan. Und die Maus Willi sagte: ‚Hm, nun bin ich ganz alleine.‘ Weil die war ja noch in ihrer Klappe. Auf einmal war der Hurrikan weg, und es waren auch keine Wolken mehr am Himmel. Da sagte die Maus: ‚Ich sehe etwas! Ich sehe da oben eine Falltür.‘ Und da erkannte sie, dass das Ganze in einem Mäuseschiff drin war, (er beschreibt das Boot) das für eine Person ist mit Vorratskammer, Schlafbett, Dusche und das Steuer ganz oben. Und da fuhr sie weiter, weiter bis zu den Pinguinen. Und dann hielt sie da an und wusste: ‚Aha!‘ Und dann freundete sie sich mit einem Pinguin an, der hieß auch Willi, und dann konnte sie auch mit ihm spielen. Und das ist das Ende der Geschichte.“

Seine Geschichten beginnen oft mit den besonderen Fähigkeiten der Tiere: „Fridolin war ein außergewöhnlich kluger und schneller Schwimmer, und er konnte superschnell laufen und springen, denn er war ein Superpinguin.“ Oder: „Es war einmal eine kleine Rakete, die war sehr schlau, denn sie flog sehr schnell – mit Lichtgeschwindigkeit.“ Aber es klingt auch ein anderes Motiv an, nämlich besondere Fähigkeiten bei einem gleichzeitigen Mangel: „Es war einmal ein Känguruh, das war sehr klug und sehr groß, aber nicht besonders stark.“ Oder: „Es war einmal ein Jäger, der war ein nicht so guter Denker, aber er war gut im Schießen.“ Jakob verarbeitet hier wohl sein eigenes

sprachliches Defizit. Der erwähnte Mangel hat in seinen Geschichten aber keine weitere Bedeutung.

Es zeigt sich immer wieder, dass Jakobs Geschichten von außergewöhnlichen Helden (meistens Tieren) berichten, die Außergewöhnliches leisten müssen. Ein Erzählmuster zeichnet sich ab:

- Die Hauptfigur seiner Geschichte wird von der Gemeinschaft getrennt oder sogar – wie in der vierten Geschichte – von der Familie fortgejagt: Die Eisbärfamilie heißt mit Nachnamen „Fischfang“. Eisibär, der Sohn, hat nur seinen Vornamen. Die Zugehörigkeit ist aufgehoben. Er erlebt Alleinsein, Einsamkeit und Traurigkeit, die auch so benannt werden.
- Die Handlung ist immer dramatisch. Es müssen schwerste Situationen durchgestanden werden: Die Maus Willi muss einen Hurrikan bestehen. Der Pinguin Fridolin muss mit einem Orcawal fertig werden. Eisibär wird von Touristen beschossen, er überlistet sie und frisst am Ende noch deren Fische.
- Nach bestandener Prüfung wird der Held wieder in die Gemeinschaft aufgenommen: Willi landet bei den Pinguinen und freundet sich mit einem Pinguin an, der auch Willi heißt. Eisibär trifft Eisibär und „sie wurden beste Freunde“. Dies könnte ein Bild dafür sein, dass Jakob sich innerseelisch selbst begegnet und mit sich Freundschaft schließt. Fridolin feiert mit seinen Freunden den Sieg über den Orca. Die Freunde spielen überhaupt eine große Rolle in den Geschichten, besonders in einer Geschichte, die ausschließlich von der Suche nach einem Freund handelt.

Wie ein roter Faden durchzieht dieses Erzählmuster die meisten seiner Geschichten.

In seiner fünften Geschichte setzt sich Jakob mit den Gegensätzen „ganz klein“ und „riesengroß“ auseinander, wobei das auch für „unbedeutend“ und „bedeutend“ steht. Ein riesiger Käfer, der nur von 1000 Fotografen in einem Bild festgehalten werden kann und für dessen Bild eine riesige Zeitung gedruckt werden muss, hat am Schluss keine Bedeutung mehr, während ein kleiner, gefangener Käfer, von dem parallel erzählt wird, nach einer Leidenszeit seine Freiheit erhält. Dies ist die elfte Stunde. Zum ersten Mal findet kein Ritterburgspiel statt. Es geht vielmehr um einen Wettkampf zwischen zwei Flugzeugen mit anschließender Siegerehrung.

Aus allen Stunden ragt die fünfzehnte Stunde heraus. Jakob erzählt seine zehnte Geschichte.

Die Geschichte von der Katze

„Es war einmal eine Katze, die war sehr klein, aber sehr schnell. Die war ganz jung, und die hieß Jonathan. Und auf einmal kletterte sie mit Mühe einen Baum hoch – sie versuchte es. Als sie zwei Meter hoch war, rutschte sie auf einmal ab und flog nach unten. Und zwei Meter ist ja für eine Katze, die gerade mal so groß ist (er zeigt die Größe mit den Händen) – sogar wenn wir

von zwei Metern Höhe fallen und auf einen Stein, das ist auch nicht so angenehm. Und sogar noch beim Kätzchen! Und die ist dann voll auf die nassen Straßenplatten gefallen und hatte hier (zeigt auf seine linke Seite) eine richtige Blutwunde. Die Mutter und der Vater kamen alle herbei gerannt und stupsen sie dann in ihr Katzennest. Ihr Katzennest war zwar noch im Haus, aber es war ein Loch ... (beschreibt sehr genau das Katzenhaus). Da schubsten sie es in das Krankenzimmer. Der Vater war ja Arzt, also ein Katzenarzt. Der hatte so bestimmte Steine und ganz bestimmte Körner, so Roggen und so was. Und damit konnte er sie heilen. Er nähte mit Mais die Wunde und mit Steinen machte er die Wunde zu, damit kein Dreck hereinkam. Und dann sagte die Katze: ‚Ich werde erst auf einen Baum klettern, wenn ich richtig groß bin.‘“

Das ist etwas Neues! Das meint ja: Ich mute mir nicht *mehr* zu, als ich bewältigen kann. Ich will nicht mehr so hoch hinaus. Parallel zu Jakobs seelischem Fortschritt hat sein Stottern ganz aufgehört. Sicherlich förderte auch die intensive Elternarbeit, in der vor allem Fragen des zu hohen elterlichen Anspruchs an das Kind behandelt wurden, diesen positiven Prozess.

In der siebzehnten Stunde erzählt Jakob seine zwölfte Geschichte:

Die Geschichte vom Jungen, der gerne ein Ritter sein wollte

„Es war einmal ein Junge, der wollte gern ein Ritter sein, aber in dieser Zeit gab es ja keine Ritterburgen und Ritter. Die waren ja schon vor längerer Zeit. Er schaute immer gerne Gemälde an. Eines Tages ging er ins Museum. Da sah er eine kleine Luke. Darauf war noch nie jemand gekommen. Es war alles verstaubt. Und da durch guckte er und sah ein Bild. Das war von einer schönen Ritterburg, wo alle Ritter drauf standen. Als er genau eine Minute darauf geguckt hatte, guckte er nicht mehr in das Bild. Er guckte auf die Ritterburg. Er war mitten auf dem Schlachtfeld. Er war mitten auf dem Turnier, was gerade die Ritter veranstalteten. Voller Freude ging er ins Zugtor und bat um Einlass. Dort wurde er als Page eingestellt, und dort musste er braten, servieren und Tisch decken. Er machte seine Arbeit so gut, dass eines Tages der höchste Koch zu dem Jungen sprach: ‚Wenn du so weiter machst einen Monat lang, dann bekommst du von mir einen schönen blauen Edelstein.‘ Er zeigte ihn, und dem Jungen gefiel der Edelstein. Er war so schön, so blau glänzend, dass er ihn eigentlich immer haben mochte. Und die Tage vergingen immer schneller und schneller. Und irgendwann, also er hatte ja am 1. November angefangen, und am 1. Dezember da weckte ihn jemand aus seinem Schlaf, also morgens. Da stand der höchste Koch mit einem Edelstein: ‚Hier ist dein Lohn.‘ Er nahm ihn. ‚Möchtest du jetzt noch weiterarbeiten?‘ Da fiel ihm ein, dass er eigentlich... Nur, er wusste gar nicht, ob das echt war. Und dann

irgendwie stand er wieder vor dem Bild. Aber in der Hand, in seiner ausgefahrenen rechten Hand lag der blaue Edelstein. Und dann sah er hinter sich seine Eltern, und er zeigte ihnen den Edelstein. Und sie fragten ihn, wo er gewesen sei, und er erzählte ihnen die ganze Geschichte von neuem. Und diesen Edelstein bewahrte er gut auf, denn den hatte er ja von der Ritterburg bekommen.“

Noch einmal taucht also das Motiv der Ritterburg auf, nun aber innerseelisch. Ein Ritter will er doch werden und wird am Ende „nur“ ein Page, der kocht, den Tisch deckt, serviert und damit zufrieden ist. Er nimmt einen wertvollen Stein (Schatz) als Geschenk mit nach Hause, den er gut bewahrt. Er hat etwas gewonnen aus seiner Zeit als Page. Faszinierend ist der Wechsel vom Betrachter des Gemäldes zum Akteur und zurück zum Betrachter, der nur an dem blauen Stein in seiner Hand merkt, dass das Ganze kein Traum war. Bemerkenswert ist auch, dass der Protagonist erstmals kein Tier, sondern ein Junge ist.

Doch zurück in diese siebzehnte Stunde. Nach dem Erzählen spielt Jakob friedlich mit dem Bauernhof, und es gibt keine Feinde mehr. Nach dieser Geschichte ist mir deutlich, dass unsere gemeinsame Zeit zu Ende geht. Wir gestalten die achtzehnte Stunde als schöne Abschiedsstunde. Er erzählt die Geschichte vom kleinen Pony, das nun gar nicht mehr außergewöhnlich ist, sondern nur gerne auf Reisen gehen möchte. Das Fazit dieser Geschichte in Jakobs eigenen Worten: „Groß ist nicht besser als klein – Beide sind gut.“

Überlegungen zur Therapie

Dass Jakob ausgerechnet durch das Erzählen, durch das Sprechen, seine Sprachstörung heilte, ist etwas Besonderes und ist viel tiefer begründet als nur im Trainieren der Sprache (etwa wie das Trainieren eines Beines nach einem Bruch). Sein Erzählen hat ihm einen tiefen Zugang zu sich selbst ermöglicht und zeigt uns, dass seine Selbstheilungskräfte erwacht und gewachsen sind. War es doch seine ureigenste Bilderwelt, in die Jakob eintauchte, und an die er Woche für Woche anknüpfen konnte. Er konnte seine Bilder „aussprechen“, formulieren und das bedeutet, sich selbst formen und ordnen. Die für mich wichtigsten Aspekte aus Klemms Forschungsarbeit finden in Jakobs Geschichten ihre Bestätigung, ganz besonders die inneren Kommunikationsprozesse, bei denen immer wieder die alten und neuen Erfahrungen abgeglichen und Lösungsmöglichkeiten durchgespielt werden. Es ist ein deutlicher und eindrucksvoller Symbolisierungsprozess, wobei dieser nicht unbedingt vom Kind verstanden werden muss. „Verhaltensänderungen können auch ohne bewusstes, kognitives Verstehen stattfinden“ (Goetze, 2009, S. 138).

Krismer-Eberharter und Finke beschreiben das Märchen als „kollektive Imagination“ (ebd., S. 49). Jakobs Geschichte vom „Jungen, der gern ein Ritter sein wollte“, berührt genau diese kollektive Ebene. Diese Geschichte geht in ihrer Bedeutung weit über Jakobs persönliches Erleben hinaus. In ihr klingt der Mythos von der „Fahrt des Helden“ an. Der bekannte Mythenforscher Joseph Campbell beschreibt ihn folgendermaßen: „Es gibt einen bestimmten Mythentypus, den man die Suche nach dem Gesicht nennen könnte, das Ausziehen auf der Suche nach einem Preis, einer Vision, das in jeder Mythologie die gleiche Form hat. [...] Diese ganzen verschiedenen Mythologien zeigen uns dieselbe wesentliche Suche. Man verlässt die Welt, in der man ist, und geht in eine Tiefe oder in eine Ferne oder eine Höhe hinauf. Dann gelangt man zu dem, was einem in der Welt, die man zuvor bewohnte, bewußtseinsmäßig [sic] fehlte. Dann kommt das Problem, entweder daran festzuhalten und die Welt von sich abfallen zu lassen oder mit diesem Preis zurückzukehren und zu versuchen, ihn sich zu bewahren, während man wieder in die Welt seiner Gesellschaft hineingeht“ (Campbell, 2007, S. 154). Die Parallelen sind unverkennbar: Das Sich-Wiederfinden in einer anderen Welt, in der man sich bewähren muss an einem ungewohnten Platz mit nicht vertrauten Handlungen. Es ist die Erfahrung des Neuen, des Andersartigen, mit dem man sich auseinandersetzen muss und an dem man reift. Das ist der eigentliche Gewinn. In gewisser Hinsicht könnte man Jakobs ganze Therapie als „Fahrt des Helden“ bezeichnen.

Noch einmal möchte ich den Gedanken von Krismer-Eberharter und Finke aufgreifen, dass die Suchwanderung des Märchenhelden ein Symbol für die Aktualisierungstendenz sein kann. Wir erleben bei den Helden in Jakobs Geschichten eine ständige Auseinandersetzung mit den eigenen Kräften und Fähigkeiten und somit mit der eigenen Bedeutsamkeit. Jakob reflektiert in seinen Geschichten sein Selbstkonzept und entwirft sein eigenes neues Bild: Er wird zu dem, der nicht mehr so „hoch hinaus“ will, und der sich so akzeptiert, wie er ist. Das Gleichgewicht von Anspruch und Fähigkeiten ist wieder hergestellt. Dadurch kann Jakob sein Stottern völlig überwinden.

Schlussgedanken

Die inneren Bilder, die ein Kind aus der Tiefe schöpft, empfindet es als unbedingt wahr. Sie zeigen ja gerade sein Erleben mit allen Ängsten, aller Freude, der Hoffnung und dem Vertrauen, dass alles gut wird. Davon zu erzählen, ist eigentlich das Unmittelbarste überhaupt, wenn auch nicht das Einfachste. Erzählen beinhaltet, dass man nichts erklären muss und doch alles in Bildern verschlüsselt aussprechen kann. Und so wenig wie der Erzähler erklärt, muss ich als ZuhörerIn zunächst verstehen. Das entlastet! Ich entdecke den roten Faden seiner Bildermitteilungen vielleicht erst nach einigen Stunden. Ich kann dies sogar in Geduld abwarten, denn ich habe im Resonanz gebenden Zuhören durch Mimik und Gestik die Möglichkeit, den Erzähler zu begleiten und sein Erzählen zu unterstützen. Er wird sich auf diese Weise auf jeden Fall verstanden und geborgen fühlen. Dem Erzählten wohnt eine eigene Dynamik inne, so wie wir es hier erlebt haben. Wir können dabei auf die strukturierende, ordnende und heilende Kraft der inneren Bilder vertrauen.

Literatur

- Behr, M. (2009). Die interaktionelle Therapeut-Klienten-Beziehung in der Spieltherapie – Das Prinzip Interaktionsresonanz. In M. Behr, D. Hölldampf & D. Hüsson (Hrsg.), *Psychotherapie mit Kindern und Jugendlichen. Personenzentrierte Methoden und interaktionelle Behandlungskonzepte* (S. 37–58), Göttingen: Hogrefe.
- Campbell, J. (2007). *Die Kraft der Mythen*. Düsseldorf: Albatross.
- Goetze, H. (2009). *Metaphergeschichten – Über das Erfinden von Geschichten für Spieltherapeuten*. Göttingen: Hogrefe.
- Klemm, R. E. (2003). *Die Kraft der inneren Bilder*. Basel: Schwabe & Co.
- Krismer-Eberharter, H. & Finke, J. (2008). Personenzentrierte Arbeit mit Märchen. *PERSON* 12(2), 49–60.
- Sandrieser, P. & Schneider, P. (2004). *Stottern im Kindesalter*. Stuttgart: Thieme.
- Weinberger, S. (2005). *Kindern spielend helfen*. Weinheim: Juventa.